

<http://www.berliner-zeitung.de/archiv/auf-der-suche-nach-dem-alten-europa--ein-besuch-im-grossherzogtum-luxemburg-churchills-daumen,10810590,10310034.html>

AUF DER SUCHE NACH DEM ALTEN EUROPA. EIN BESUCH IM GROSSHERZOGTUM LUXEMBURG Churchills Daumen

Über Luxemburg redet man meist nur und am liebsten am Stammtisch. Man unterhält sich zeitgemäß aufgeklärt, manchmal resigniert über Geldwäsche und natürlich über das Abwandern von Steuergeldern. Solche Gespräche bleiben im Beliebigen. Sie sind zumindest insofern richtig, als Luxemburg noch bis zum Jahr 2010 sein Bankgeheimnis hütet. Einhundertzweiundsechzig Banken sind derzeit im Großherzogtum ansässig. Darunter sechsundvierzig deutsche Geldinstitute. Sie alle bilden die Quelle der Wohlhabenheit des vierhundertvierzigtausend-Seelen-Ländchens, das sich mit einer für deutsche Verhältnisse himmlischen Arbeitslosenquote von vier Prozent herumärgern muss und gerade 1,8 Prozent Lohnsteigerung für den öffentlichen Dienst beschlossen hat. Man kann es den Luxemburgern nicht verdenken, dass sie mit aller Diskretion und juristischen Findigkeit, die nur möglich ist, um ihre wichtigste Einnahmequelle kämpfen: Vermögensanlagen, Firmengründungen, Fondsgeschäfte. Hätte einst die Freie Republik Schwarzenberg, die ob ihrer Kleinheit und Kühnheit als Vergleich erhalten kann, statt Gleichheit und Volkseigentum die Schaffung eines Bankgeheimnisses, Zinsvergünstigungen und Wegfall der Quellensteuer für ausländisches Kapital beschlossen, dann hätte sie ganz sicher länger überlebt. Es gibt genügend Gründe ins Großherzogtum zu reisen, das 2007 europäische Kulturhauptstadt werden soll. Immer aber wird es eine Fahrt in das gute, alte Europa sein. Die Schickeria kommt jeden Freitagmittag. Da sieht man in den Straßen weit mehr frische Blondinen als anderntags, auch taillenzarte Damen um die Sechzig mit aufgepolsterten Lippen und Wallhaar zieren das Stadtbild. Man begegnet skurrilen Pärchen und bekommt weit und breit keinen Parkplatz mehr. Am Samstag nimmt man sein Frühstück auf dem Platz d' Armes ein und gönnt sich vielleicht den feinsten aller Baumkuchen. Eine tschechische Blaskapelle spielt dazu ein Ständchen. Der Hauptmann von Köpenick liegt auf dem Liebfrauenfriedhof am Limpertsberg begraben. Luxemburg, so sagt es der liberale Bürgermeister Paul Helminger, ist noch immer eine Männerstadt. In seiner Familie

arbeiten zwar alle Frauen, nicht zuletzt auch als PR-Chefin in einer Bank. Aber generell sei das Bankgeschäft, so sagt er, Männerdomäne. Frauen aus aller Welt reisen ihren Männern hinterher. Manche bleiben zwanzig Jahre. Andere hangeln sich von Monat zu Monat, so dass die Mütter ihren Kindern nicht einmal Schulbücher kaufen. Für immer jedenfalls bleibt heute kaum jemand. In Luxemburg leben inzwischen vor allem moderne Nomaden. Wenn man mit dem Zug anreist und etwa Köln verlassen hat, beginnt das Umdenken, das sich Einlassen auf ein anderes Tempo, auf einen anderen Begriff von Dichte und Fülle. Es ist wie Luftanhalten und anschließend so lange Ausatmen bis einem schwindlig davon wird. Danach sieht man die Welt wieder mit klarem Blick. In Luxemburg ist man wieder mitten im Leben, nur hat es ein anderes Gesicht: Die Kleinstadt mit Metropolencharakter zeigt sich nicht selten zugleich menschenleer und weltstädtisch. Seit drei Jahren laufe ich durch Gassen und Straßen, ich sitze in Cafés und unter Platanen, umschleiche respektvoll und neugierig die Bankpaläste. Das Palais der großherzoglichen Familie steht gelegentlich Besuchern offen. Ich ging über zurückgeschlagene Teppiche von Zimmer zu Zimmer. Gelb die Wände, Kronleuchter. Im zehnten Gute-Stuben-Palais sind die Dinge zusammengetragen, die auf Tradition verweisen sollen, auf Wittelsbacher und Nassauer Abkommenschaft. Ich zählte die alten und neuen Gemälde der Stadt. Die Monstranzen und Schätze. Das Musée d' Histoire de la Ville de Luxembourg arrangierte nach einem Gedicht von Arthur Rimbaud die Ausstellung "La grande Illusion". Hier wurde vom Niedergang der Gesellschaften erzählt, vom Schlamm und den Ratten, die kurzzeitig die Welt für sich in Besitz nehmen, ehe erneut – provisorisch zuerst - Marktbuden zusammengezimmert werden. Die Werte sind dahin, aber der erste Handel funktioniert schon wieder. Es gibt dies und das zum Überleben - Brot, Bier, Prostitution und Kitsch. Ich laufe alle Wege, um den Geruch der Stadt zu spüren, im Winter wie im Sommer. Ich bewege mich wie "Alice im Wunderland". Ich lasse mir von José, dem Portugiesen, die Haare schneiden - c' est chic - und von Gerard, dem Franzosen, Bilder rahmen. Florentine aus Florenz schneidert wertvolle Gewänder. Als ich bei ihr ein grünes Kleid bestelle - "Oui, Madame!" - stirbt ihre Mutter und auch das Kleid war futsch. "Je suis désolé, Madame. Je suis vraiment désolé." Wir meinen es beide zugleich. Der Schuster im Haus nebenan trägt die Haare getönt und hat eine Frau rund und rosarot wie Fellinis Katze, und die anständigen Bürger vom

Limpertsberg setzen sich auf die Rollbahn, wenn der Justizminister Luc Frieden die "falschen" Ausländer abschiebt. Die jungen Leute scheinen sich in Luxemburg versteckt zu halten oder sie wurden von ihren Eltern ins Ausland geschickt. Wer auf ein ehrwürdig barockes Gebäude im Zentrum der Stadt trifft und glaubt, da endlich die Universität gefunden zu haben, wird enttäuscht sein. Das einzige Haus, welches einem wirklich den Atem verschlagen kann, gehört der Arbed. Und Arbed wiederum heißt Stahlindustrie. Heute ist Arbed nach Fusion mit einem französischen und einem spanischen Stahlkonzern umbenannt, und die Luxemburger behaupten stolz, nicht allein die europäische Stahlindustrie würde von der Arcelor kontrolliert. Es ist ja wirklich der weltgrößte Stahlproduzent. Die Preise sind hoch. Die Gewinne wachsen, dank des Stahlbedarfs in China. Der Konzern Arcelor hat seinen luxemburger Hauptsitz dort, wo die Stahlindustrie von den Banken und den Dienstleistungen abgelöst wurde. Die nahe liegenden Erztagebaue sind Museumslandschaften. Allein in Schifflange, einem südlich der Hauptstadt gelegenen Bergstädtchen, rauchen noch die Schloten, und die Firmenlogos überragen die Wipfel. Die Studenten liegen auf dem Limperstberg auf einer Gänseblümchenwiese unter Kastanien. Sie absolvieren, wenn sie nicht Grashalme kauen, das Grundstudium im Centre Universitaire. Und wenn es sich bald richtig herumgesprochen haben wird, dann werden Studenten von überall her wissen, dass man in Luxemburg nun auch seit einem Jahr international anerkannte Abschlüsse in den verschiedensten Fachrichtungen ablegen kann. Man kann auf allen Wegen ganz sicher ins Großherzogtum reisen. Winston Churchill aber wäre glatt vorbeigefahren, denn Luxemburg ist zumindest auf der Landkarte gerade so groß, dass Churchills Daumen es komplett abdecken konnte. So steht es als Anekdote im Reiseführer. Die Luxemburger kokettieren mit ihrer Landeskleinheit und sie leiden darunter. Aber sie nehmen es mit Witz und der Gewissheit, sich in einer vielhundertjährigen wechselvollen Geschichte behauptet oder zumindest immer wieder neu erfunden zu haben. Das gibt den Luxemburgern wirklich ein charmantes Angesicht. Churchill wäre also einfach hindurchgefahren und vielleicht im belgischen Arlon gelandet, um mitternachts ein blutiges Steak zu verspeisen. Oder in Metz, wo er sich für die Chagallfenster der Kathedrale hätte erwärmen können. In der rauen Wirklichkeit des beginnenden kalten Krieges wäre der englische Premierminister niemals an Luxemburg vorbeigefahren. Er war es, der in Zürich 1946 Visionen für ein

geeintes Europa entwickelte: "Kleine Nationen zählen ebenso viel wie große und erwerben sich ihre Ehre durch ihren Beitrag zu der gemeinsamen Sache." Es ginge um einen "individuellen Platz" in den "Vereinigten Staaten von Europa", in denen die "materielle Stärke eines einzelnen Staates von weniger großer Bedeutung" sei. Seitdem ist mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen. Churchill hatte seinerzeit den Daumen wohl von der Landkarte hochgenommen und den Blick schweifen lassen. Wo im Norden des kleinen Landes keine mittelalterliche Burg thront, steht mindestens ein Panzer aus der Ardennenschlacht, und in manchen Orten gibt es eine Burgruine und einen Panzer oder gleich drei. Wer über Erinnerungsästhetik nachdenken möchte, der sollte über Diekirch hinaus nach Bastogne und Arlon in Belgien reisen. Hier ist jeder Blutstropfen ein Baum geworden, so etwa stand es im Angedenken an das sechzigjährige Jubiläum alliierten Widerstands gegen die Ardennenoffensive der deutschen Wehrmacht in allen Zeitungen. Auf jeden Fall steht der Wald hier dicht, undurchdringlich, und hoch im Norden im Ardennenstädtchen Clervaux findet man einen amerikanischen Panzer, das Schloss Clerf, ein Kriegsmuseum und die Fotosammlung "The Family of Man" von Edward Steichen. Der nach Amerika ausgewanderte Fotograf, Klassiker der zwanziger Jahre, wollte dieses fotografische Opus Magnum, das er selbst als seine "Mission" bezeichnete, auf die Friedenssehnsucht der Menschen in seinem Herkunftsland Luxemburg aufbewahrt wissen. Steichen glaubte an die Bilder, die helfen könnten, "die Menschen zu einer offenen und vereinten Aktion gegen den Krieg anzuregen". Neun Millionen hatten die gigantische Fotosammlung in den sechziger Jahren gesehen, an der sich bedeutende Fotografen beteiligt hatten, um ein universelles Bild des Menschen gegen Feindbilder und Vorurteile zu erschaffen. Bevor "The Family of Man" in die Ardennen und genau in jenes Schloss gelangte, das ehemals einer niederländischen Familie Rosevel gehörte, aus der wiederum der amerikanische Präsident Roosevelt hervorging, war sie in New York und Paris, in Tokio und in Moskau zu besichtigen. Das Großherzogtum wellt sich um seine Hauptstadt herum als ein vielgestaltiges Hügelland. Hinter jeder Bergkuppe wartet eine neue. Alles ist grün, weiß und hell. In Thüringen zum Beispiel gibt es die "Drei Gleichen" und in Luxemburg Bourscheid, Burglinster und Bourfort. Von Burgruine zu Burg kann man das Mittelalter erfühlen. Als ich das erste Mal Luxemburger Dörfer durchwanderte, beschloss ich, mir Umberto Ecos "Ästhetik und Schönheit des Mittelalters" zu

kaufen. Ich glaubte, anders könne man Orte wie "Dudeldange", "Useldange", "Ettelbruck" rundherum um die Bankenstadt nicht verstehen. Die Mosel herauf und herunter, weiter die Saar entlang und hinüber bis zur Lorraine gibt es ebenso viel abgewirtschaftete Industrie wie Energien, Neues zu schaffen. So träumt nicht nur der Bürgermeister Paul Helminger von den Synergien, die man schaffen kann, wenn nicht jeder alles braucht - Universität, Forschung, Opernhaus - sondern allen das jeweils Eigene zur Verfügung stellt. Man muss nur dieses kleine und tausendjährige europäische Herz frisch durchtrainieren. Das große, grüne Handtuch, das in Europas Mitte liegt wie eine Beruhigungszone, darf nicht zerstört werden; es soll darauf eine virtuelle Metropole, eine "Quattropole" mit den Zentren Luxemburg, Trier, Saarbrücken und Metz wachsen. Doch beim Überspringen der Dreiländerregionen - denn wer spricht noch von Grenzen? -, stellt sich unvermindert die Sprachbarriere in den Weg. Ein Mobilitätsvorteil für die Luxemburger. Ihnen ist zwar nur eine wahrhaft mittelalterliche Muttersprache, Moselfränkisch, dafür aber moderne Mehrsprachigkeit quasi in die Wiege gelegt. Und derweil das Letzebuergisch 1984 gesetzlich zur Landessprache erhoben wurde und sich seitdem Grundschulpädagogen die Haare raufen, weil sie der Vielfalt des orthografischen Sprachbildes nicht mehr Herr werden, wird im Gericht von vornherein dreisprachig verhandelt. Im Alltag wiederum folgt dem Ganztagsgruß "Mojen" meist eine Rede in Französisch, ehe mit "Ädi" das Gespräch beendet ist. Sprache ist ein Thema, über das man jeden Tag mit jemandem sprechen kann, weil es die eigene Identität sonderbar berührt, wenn viele viele Sprachen sprechen, die Muttersprache zwar im Alltag, aber nicht in allen Lebenslagen und keinesfalls für alle Sachverhalte sicher funktioniert. Die geografische Mitte Europas wurde in den letzten Jahren, rechtzeitig zur Erweiterung der EU, neu vermessen. Womöglich aber gibt es keine idealere Mitte des alten Kontinents als das Großherzogtum. Es ist ein Biotop, in dem viele Kulturen miteinander gedeihen. Ein Bildnis des Grand Duch mit seiner Gemahlin hängt als Doppelporträt in jedem Büro. Der groß gewachsene Adelssohn Henri, der mit seinen blauen Augen und immer noch irgendwie jugendlich sich jeder Kamera stellt, ist mit ganz Europa verwandt. Um die europäische Großfamilie kümmert sich Jean-Claude Juncker. "Wir haben keinen Besseren", sagt einem jeder Luxemburger. Er würde wohl auch der Türkei ein lieber Wahlverwandter sein - ein Mann mit scharfer Zunge, der die Türen weit aufhält. Es ist noch nicht lange her, als er gesagt hat, "in der

Geschichte der EU ist bei jeder Erweiterung der luxemburgische Einfluss stärker geworden. Die neuen Partnerländer sind oft selbst von kleinerer und mittlerer Größe und fühlen sich deshalb mit Luxemburg verbunden." Der Freund Helmut Kohls und Stahlarbeitersohn wird von seinen Landsleuten mehr als Premierminister geachtet, denn als Europamann geliebt. Das fand auch in dem knappen Ja für die EU-Verfassung seinen Ausdruck. Dennoch: Europa soll wachsen. Luxemburg auch. 700 000 Einwohner ist für Letzteres die umstrittene Zukunftsvision. Luxemburg ist jetzt schon das einzige europäische Land mit fast 40 Prozent Ausländern. Ein faszinierendes, lebendiges Geschehen, dessen weitestgehend unbeschwerter Realität jeden Tag erlebbar, zugleich aber kaum vorstellbar ist. Auf dem Bockfelsen, so denkt man, wird der Turmbau zu Babel versucht. Jeder echte Luxemburger aber möchte seine Wiese hinterm Haus behalten, Schafe darauf oder Grünkohl angebaut. Ansonsten leben hier Portugiesen und Italiener und insgesamt 160 Nationalitäten. "Wenn es nicht gut funktionieren würde, hätten wir schon längst eine Revolution", sagt Paul Helminger. Zuerst kamen Italiener als Arbeitskräfte für die Stahlindustrie in den zwanziger Jahren, dann die Italiener aus den sechziger Jahren, später die Portugiesen mit dem Baugewerbe, Franzosen, Belgier und alle anderen. Luxemburger sind tolerant. Sie sind Kosmopoliten. Sie wollen Wachstum. Bosnier, Albaner, Westafrikaner - Einwanderer zumeist ohne Job und angewiesen auf staatliche Zuwendungen - stellen die Toleranz der Luxemburger, die ganze kleine heile Welt in Frage. Als sich im vergangenen Jahr eine Dame auf dem Platz d'Armes mit Benzin begoss und anzündete, gab es schnelle Hilfe und lang anhaltendes Schulterzucken - warum passiert so etwas bei uns? "Mir wellen bleiwen, waat mir sin" ist der Grundkonsens. Aber wer sind wir, das ist die Frage. "Wir sind ein altes, europäisches Volk, das immer offen war für neue Einflüsse. Alle, die gekommen waren, fühlten sich früher oder später als Luxemburger und als Europäer. So soll es bleiben." Nach fünf Jahren Ansässigkeit kann man den Antrag auf Staatsbürgerschaft stellen. Auch eine doppelte Staatsbürgerschaft ist zulässig. Die Hauptstadt des Kleinstaates ist ausgesprochen fotogen. Dabei hat sie gerade Mal zwei beachtliche Magistralen, ein gutes Dutzend Brücken, einen Platz fürs allgemeine "große Fressen", über dem immer eine nach Süden duftende Knoblauchwolke schwebt, und einen zweiten für den Markt. Der Museumsbau vom Stararchitekten IM Pei steht von Gesträuch umgeben und die übrigen Zeugnisse der

Postmoderne am Boulevard J. F. Kennedy stehen aufgereiht wie Perlhühner auf der Stange neben reichlich angegrautem Siebziger-Jahre-Schick. Der Boulevard J. F. Kennedy erinnert an einen Kai. Wie riesige, zum Teil abgetakelte Tanker, U-Boote, immense Container- und illustre Kreuzfahrtschiffe stehen hier Versicherungs- und Bankenhäuser, Kino, Sporthalle und, ganz neu, die Philharmonie - als lägen sie vor Anker. Richard Serras feierlicher Eisendom eröffnet den Boulevard, den man am besten mit Longboards passiert. Es durchzuckt so ein seltsames, süchtig machendes Lebensfieber die Stadt. Noch nie, so dachte ich, habe ich jemand mit einem Koffer in eine Bank gehen sehen. Und nur selten liest man in einer Luxemburger Zeitung von einem Skandal. Aber an der Autobahn nach Trier gibt es die ganz geheimen Überwachungskameras. "Das Bankgeheimnis ist zugleich das Pressegeheimnis", schreibt ein Satiremagazin, und nur manchmal, wenn ein Vorstandsmitglied und ein Fondsmanager gemeinsam ein Restaurant eröffnen, kriegt man eine Ahnung von der wechselvollen Dynamik des Banker-Lebens. Wer durch den Grund in die Oberstadt fährt, kommt sich vor wie Asterix und Obelix. Die Kontur der einstige Festung ist noch gut zu erkennen. Hier errichtete Graf Siegfried 963 sein Schloss auf römischen Grundmauern. Die Kasematten, Zufluchtsstätte für kriegsbedrohte Bevölkerung, sind in den festen Sandstein gehauen. Heute gräbt sich die Stadt mit architektonischer Raffinesse in das gelbe Gestein und wuchert mit dem Pfund romantischer Erlebnismöglichkeiten im Stein und um den Stein herum, mit Blicken und Wegen, mit Spiegelungen im Flüsschen Petrusse, die von einer längst verlorenen Zeit künden. Hier am "Wenzelsweg" vielleicht ruht die Seele der Stadt aus, die oben, wo die Bankpaläste sich in ihren Glasfronten gegenseitig reflektieren, durchs Fegefeuer gejagt wird. Zwischen oben und unten, so gehört es sich für das 21. Jahrhundert, gibt es einen Fahrstuhl. Wenn die Glocken von Notre Dame läuten, schwingt es von Bergzug zu Bergzug. Nadelspitz, "Feiningerspitz" erheben sich die Türme der Kirche. Daneben die Nationalbibliothek. Ich gehe immer erst durch die Kirche Notre Dame, atme den Kerzenduft, sehe das blaue und rote Licht, die Steinmetzarbeiten, gehe bis vor zum Seitenausgang. Vom freien Platz davor schaut man hinüber zur "Gelle Fra", zur Goldenen Frau, die von hoch oben dem gefallen Nationalhelden der Resistance den Kranz reichen wird. Die Bibliothek ist ein klösterlicher Ort. Alle viertel Stunden Glockengeläut. An den acht Arbeitsplätzen des Zeitungslesesaals

sitzen junge Westafrikaner, Männer von den Kapverden, aus Togo oder sonst woher. Ein älterer Herr liest jeden Dienstag den "Spiegel", und ein sorgfältig gekleideter, ja vornehmer gebeugter Mann, der sich als Franzose und sonst in keiner Weise zu erkennen gibt, liest Woche um Woche in diversen Sprachen Zeitschriften. Wir sitzen an einem Tisch. "Es muss schwer sein, in einem Beruf zu arbeiten, in dem man nicht geliebt werden kann", sagt er. Luxemburg ist auch ein Kaff. Die Damen tragen bodenlangen Pelz im Winter, zwölf Brillanten an ihren zehn Fingern. Niemand geht ohne Handtäschchen. Katzen und Hunde sieht man selten. Russen fahren lieber nach Mailand. Und Deutsche nach Düsseldorf "zum Shoppen". Die Europa-Arbeiter, 7000, sind auf dem Plateau de Kirchberg vereint. Sie werden hier "Eurokraten" genannt. Man kann sie abends wie eine sehr seltene Spezies bestaunen, wenn sie im Auchan einkaufen. Die gigantische Supermarkthalle ist mit einem eindrucksvollen, weißen Zeltdach überspannt. Die Fische, die im Inneren angeboten werden, die Schinken, Weine, Brote und Früchte betören. Die Ladeneinrichterinnen fahren auf Rollerblades. Nirgendwo habe ich zuvor eine Lebensmittelhalle gesehen, die so viele Ein-Personen-Menüs für die Mikrowelle anbietet. Die Europaarbeiter verschwinden nach dem Einkauf in ihrer korrekten Kleidung und mit ihren kleinen Gerichten wieder auf dem Kirchberg. Auf dem Limpertsberg wohnt das Luxemburger Bürgertum und kämpft kommunal um bessere Bildung in der Grundschule. Beim Portugiesen "Chez mama" geht man Sardinen essen. Seit zwanzig Jahren gibt es das Familienunternehmen - Restaurant und Herberge für portugiesische Bauarbeiter. Ich aber liebe insgeheim den Sizilianer, der mit lindgrüner Weste seine Mittagsgäste empfängt. Er trägt Seide und Samt und Zopf und gelbe Lederschuhe. Der Schuster wechselt je nach Kundschaft vom Italienischen ins Französische, ins Deutsche und Portugiesische. Die Taxifahrer am Bahnhof schimpfen übers Drogenmilieu vor der Haupthalle. Die Prostituierten aus Osteuropa hat man offiziell "abgeschafft". Der Wirt des ein Jahr zuvor eröffneten VIP-Clubs wurde im März in Toulouse verhaftet: Geldwäsche, Drogen, Mädchenhandel. Man kann sich langweilen. Man wird auch immer ein bisschen euphorisiert sein von diesem "Mittegefühl", so anders als in Berlin. Diese irgendwie auch triste Stadt birgt genügend Rätsel. Man kann sie durchlaufen, aber nicht überschauen. Vor allem kann man sich hier kein Mittelmaß erlauben. Im Grand Théâtre zum Beispiel, das aussieht wie die Berliner Mensa Nord.

Wer, hierher zum Gastspiel geladen, patzt, käme nicht unbeschadet davon. Schon am Morgen würde die Nachricht unter jedem Espresso und hinter jedem Croissant beim "Pferdewirt" liegen. Mittags wäre sie beim Italiener herumgereicht und würde abends dann mit den einhunderttausend Pendlern nach Trier, Arlon, nach Metz, ja bis nach Paris fahren und dabei natürlich wachsen und immens werden. Mittelmaß wird wohl passieren, aber trauen kann man es sich eigentlich nicht. Schon deshalb nicht, weil die Tageszeitungen dreisprachig erscheinen. Wohl auch nicht, weil es eine gute Weile dauern kann bis zur nächsten Inszenierung. In der Unterstadt gibt es echte englische Pubs mit rotem Plüsch. Dort trifft man auch Jugendliche. In der Unterstadt mischt sich das Wasser von Petrusse und Alzette und fließt reichlich grün und modrig. So langsam, als wollte es niemals die alten Geschichten fortspülen, sondern alles nur auf den Grund legen Schicht um Schicht. Das Wasser spiegelt Himmel und Gesicht. Unbemerkt von den modernen Nomaden, die den besseren Märkten hinterherziehen, die täglich neu ankommen, von der Ruhe ebenso irritiert wie aufgestört von der Tageshektik des Geschäfts.